

Peter Berger/Peter Eigner/Erich Landsteiner/Wolfgang Meixner/Alexander Mejstrik/  
Albert Müller/Andreas Resch/Karl Stocker/Fritz Weber/Hubert Weitensfelder

## Welche Wirtschaft?

Eine Auseinandersetzung mit Roman Sandgrubers ‚Ökonomie und Politik‘\*

*Groucho Marx: Oh, Hildegarde!*

*Margaret Dumont: My name is Susannah.*

*Groucho Marx: Let's not quibble.*

(At the Circus, 1939)

Mejstrik: Fangen wir mit Österreich an. Österreich wird als geopolitischer Raum vorgestellt. Die Einleitung wirft das Problem der Grenzen zuerst allgemein auf – „Räume sind Konstrukte“ –, dann konkret für Österreich: „Die dramatischen Änderungen des Inhalts und Umfangs des Österreichbegriffes erschweren und verkomplizieren eine langfristige Betrachtung in hohem Maße. Österreich war die längste Zeit seiner Geschichte ein höchst unbestimmter Raum, der nur aus der späteren Geschichte definiert ist.“ (9) Diese wichtigen Überlegungen werden aber nicht weiterverfolgt. Sie sollen bloß einen grundlegenden Anachronismus rechtfertigen: Im ganzen Buch ist mit Österreich der gegenwärtige natio-

nalstaatliche Raum gemeint. Und damit wird die Geschichte so angelegt, als hätte sie nur auf das Zustandekommen dieses heutigen Raumzustands abgezielt.

Landsteiner: Was ist der Preis dieser Strategie, die der Autor explizit macht, wenn er sagt: Es ist von der Gegenwartsrelevanz auszugehen, und wir tun so, als hätte es diesen Raum – er meint keinen Naturraum, sondern einen konstruierten Raum – immer schon gegeben? Es handelt sich um eine Nationalgeschichte, die ganze Reihe ist ja Nationalgeschichtsschreibung und reproduziert damit ein Modell, das im 19. Jahrhundert entstanden ist. Hier führt dies dazu, daß ein staatliches Gebilde über seine Entstehungszusammenhänge hinaus weit zurück in die Vergangenheit projiziert wird. Das wirft im Unterschied zu anderen Staaten, die wesentlich mehr Kontinuität aufweisen, noch eine Menge zusätzlicher Probleme auf. Unter anderem kann der Autor das selbst nicht durchhalten. In zumindest zwei Großkapiteln ist von Habsburgermonarchie, nicht von Österreich die Rede.

\* Roman Sandgruber, *Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Wien 1995.

**Berger:** Es ist wahrscheinlich eine Vorgabe des Verlegers oder des Herausgebers, daß es *Österreichische Wirtschaftsgeschichte* zu heißen und offensichtlich in Beziehung zum Millennium zu stehen hat.

**Stocker:** Es ist aber doch interessant, in welcher Zeit das passiert: Die Nation Österreich beginnt in der EU aufzugehen.

**Resch:** Natürlich ist in diesem Band die Raumdefinition am problematischsten, weil Sandgruber als einziger tausend Jahre und den heutigen Österreichbegriff unter einen Hut bringen soll.

**Müller:** Für Sandgruber setzt sich Österreich aus einer Reihe von Regionen oder Ländern zusammen. Er bezieht sich explizit auf einen regionalgeschichtlichen Ansatz. Und der Preis, von dem Landsteiner gesprochen hat, ist ganz sicher der, daß, wenn man die Regionen sozusagen addiert, die Darstellung additiv sein muß. Das aber entspricht bestens der gegebenen Historiographie, die ja ebenfalls sehr additiv ist und schon lange von regionalgeschichtlichen Konzepten lebt.

**Weitensfelder:** Sandgruber schreibt, die Industrialisierung findet nicht in nationalen Einheiten statt, sondern geht von regionalen Wachstumskernen aus (310). Hier greift er eine These Sidney Polards auf. Was aber, wenn diese regionalen Wachstumskerne über die Staatsgrenzen hinausgehen? Und dies ist speziell in der Habsburgermonarchie der Fall. Wenn man sich zum Beispiel eine Karte ansieht, wo in bestimmten Farbschattierungen die Dichte der Gewerbetreibenden pro 1.000 der Bevölkerung wiedergegeben ist, dann fällt einem auf, daß sich das in den Grenzregionen stark konzentriert. Die böhmisch-sächsische Region ist das bekannteste Beispiel; oder das Wald-

viertel, das Mühlviertel und Südböhmen oder Vorarlberg und die Ostschweiz.

**Landsteiner:** Naturräumliche Voraussetzungen sind wirtschaftliche Potentiale, die realisiert werden durch Machtstrukturen, durch Grenzziehungen und -überwindungen. Wie werden wirtschaftliche Räume oder wirtschaftliche Zusammenhänge realisiert oder konstruiert, wenn es schon heißt: „Räume sind Konstrukte“? Wo sind die Zentren, wo die Peripherien, wie verlaufen die Warenströme und Austauschbeziehungen in und durch einen solchen Raum? Aber das wäre dann auch weit über den hier verwendeten Österreichbegriff hinausgeschossen.

**Eigner:** Ich habe Probleme mit diesem Zugriff auf Österreich, weil fast jeder Vergleich mit anderen Räumen und Ländern fehlt. Österreich würde dann vielleicht mehr hergeben, wenn der Versuch unternommen würde, es innerhalb Mitteleuropas mit einer westeuropäischen, mit einer osteuropäischen Entwicklung – oder wie auch immer – zu vergleichen, wenn versucht würde, näher zu bestimmen, was Österreich ist. Das wird immer nur dann geleistet, wenn schon entsprechende Literatur da ist, etwa beim „bäuerlichen Weg in die Industrialisierung“ (174), wo Sandgruber eine These Josef Ehmers aufgreift.

**Müller:** Der Vergleich geschieht anders. Indem Sandgruber schreibt: „Geschichte lebt vom Vergleich gegenwärtiger Strukturen mit früheren Gegebenheiten“ (9), legitimiert er es geradezu, ahistorische Argumente vorzubringen, wie für die mittelalterliche Geschichte Österreichs ständig Salzburg als Beispiel heranzuziehen.

**Weber:** Manchmal spricht Sandgruber über Regionen im Sinn von Ländern,

und in anderen Kapiteln geht es um inhaltlich definierte Räume wie Bergbaugebiete, Weinbauregionen und Handelszonen. Das hängt wohl von der Literatur ab, die vorfindbar ist – was überhaupt nicht verwunderlich ist, sondern legitim. Sandgruber, glaube ich, reflektiert nicht explizit diese Zweigleisigkeit von Räumen, von Regionen, die sich einerseits ökonomisch darstellen und andererseits von obrigkeitlichen Strukturen geformt werden, und sucht nicht nach Beziehungen zwischen diesen beiden Strukturierungsformen.

Müller: Was mir den Autor in diesem Zusammenhang jedoch so sympathisch macht, ist, daß er diese Probleme selbst benennt und sich sowohl die Frage der Regionen, der Räume als auch das Problem der Zusammenfassung selbst stellt. Ganz explizit bezieht er sich in seiner Einleitung auf eine über mehr als hundert Jahre währende wirtschaftshistorische Forschungstätigkeit und benennt auch das Prekäre dieser Forschung: „Die Detailtiefe, die die historische Forschung erreicht hat, ist auch eine Gefahr.“ (14) Indem er diese Gefahr sieht, ist er zwar nicht zwangsläufig davor gefeit, ihr zu erliegen, aber er kennt sie wenigstens. Seine „rasche Fahrt“, wie er schreibt, „zwischen der klaren Strenge eines theoretischen Anspruchs, der Pragmatik des verlegerischen Geschäfts und der farbigen Fülle der vorhandenen Informationen“ (14), diese rasche Fahrt ist für ihn eine gefährliche Fahrt. Indem er das benennt, ist er wesentlich vernünftiger und ehrlicher als so manche, die diese Gefahr gar nicht sehen oder verschweigen.

Mejstrik: Das Buch hat zumindest zwei wesentliche Bezüge: Politik und akade-

mische Wissenschaft. Einerseits soll eine historiographische Bilanz gezogen werden, eine „farbige Fülle“. Andererseits gibt es eine große Idee, wenn auch keine strenge Theorie, die dem Buch trotzdem Kohärenz verleiht (das Österreichbild gehört hier dazu). Diese zwei Ebenen sind nicht so einfach kompatibel. Immer wieder treten Widersprüche auf zwischen dem einen großen Sinn der Geschichte und der Sinnvielfalt in den vielen Forschungen, was Sandgruber kaum irritiert: Er leitet entschlossen dieses heutige Österreich ab aus dem, was vorher war, und tut mit dem, was vorher war, nichts anderes sonst. Das Österreich des Buchs – die „gegenwärtige wirtschaftliche und soziale Struktur“ (10) in den heutigen Staatsgrenzen – ist der Fluchtpunkt aller Darstellungen. Deswegen hat der Vergleich in der Zeit, auf den Müller hingewiesen hat, einen so hohen Stellenwert. Die Rechtfertigung des doppelten Anspruchs – Österreich politisch zu schreiben und die Historiographie akademisch zu bilanzieren – geschieht vor allem in der Einleitung, aber nicht ebenso doppelt, sondern nur durch Ausführungen zu Methode und Theorie, die auf den ersten Blick sehr theoretisch erscheinen (es steht ja fachlich sehr hoch im Kurs, wenn man die lange Dauer anvisiert). Aber die Ankündigungen bleiben abstrakt. Sie sind praktisch nicht relevant, sie sind bloß offensichtlich-reflexiv.

Landsteiner: Bleiben wir noch etwas bei den Ansprüchen, die der Autor im Vorwort an sich selbst stellt. Wichtig scheint mir der auch im Titel programmatisch ausgedrückte Zugriff: „Ökonomie und Politik umschreibt das Spannungsfeld zwischen den Strategien, die die Menschen

im Umgang mit ihrer Umwelt entwickelten, und den Herrschaftsformen und Machtverhältnissen, die das Zusammenleben steuerten und bestimmten, zwischen dem bewohnten und bewirtschafteten Raum und den politischen Organisationsformen und staatlichen Herrschaftsgebilden.“ (10) Das ist ein für mich durchaus einleuchtender und begrüßenswerter Anspruch. Und nachdem das in der Einleitung so hervorgehoben wird, muß man wohl das, was dann folgt, an diesem Anspruch messen.

**Mejstrik:** Diese Stelle ist ein gutes Beispiel für das, was ich offensichtlich-reflexiv genannt habe. Die Konzepte, die Du zitierst, passen eben nicht umstandslos zusammen. Sandgruber reiht vieles aneinander, um den Gegenstand zu bestimmen: „Menschen leben, arbeiten, investieren und verbrauchen, sie üben in vielfältiger Weise Macht aus und unterliegen Machtverhältnissen.“ (10) Seine Wirtschaftsgeschichte soll „auch als Sozial- und Kulturgeschichte“ (14) verstanden werden. Was für ein Anspruch wird hier formuliert: alles über alles und jedes?

#### Von der Ökonomie ...

**Müller:** Zunächst sagt Sandgruber: „Wirtschaftsgeschichte ist mehr (...)“. Man kann den Satz fortsetzen: „(...) mehr als das Wachstum der Agrar- und Industrieproduktion oder das Schicksal des Bankensektors.“ (13) Und jetzt kommt eine Aufzählung von Dingen, die auch dazugehören. Ich glaube, dies ist eine Schlüsselstelle für seine Definition von Ökonomie: Sie soll „mehr“ sein. Und das bringt ihn letztlich in allergrößte Schwierigkeiten. Mit Wirtschaft kann

man viele analytische Geschichten veranstalten. Man kann Wirtschaft als Spiel analysieren oder als ein Kausalmodell, als triviale Maschine. Man kann Wirtschaft analysieren als selbstorganisierendes System oder als perfekte Form der Kommunikation. Das alles gibt es auf dem freien Markt der Theorien. Und alles hat etwas für sich, und gegen alles läßt sich eine Menge einwenden. Das weiß Sandgruber natürlich auch. Es bringt ihn aber nicht dazu, sich für ein Set von Theorien – gegen seine Ankündigung – zu entscheiden. Er leistet einen bewußten Verzicht auf Theorie und auf eine schärfere Benennung seines Gegenstands. Und deswegen ist das, was dann unter Ökonomie behandelt wird, zwar immer „mehr“, aber es ist nicht klar, was es eigentlich ist. Gleichzeitig schafft er so einen Weg frei für Historiographie.

**Mejstrik:** Das heißt, statt eines klaren Gegenstands gibt es also Historiographie und ein großes Geschichtsbild. Dieses bezieht sich aufs heutige Österreich und vor allem auf eine bestimmte Wirtschaftsform. Zuerst habe ich mir erwartet, daß im Mittelalterkapitel auch die Subsistenzwirtschaft behandelt wird. Aber die Überschrift „Bedrohte Inseln des Wohlstandes“ (30) läßt anklingen, daß es um eine wachsende Wirtschaft geht, der die Subsistenz exogen ist. Deswegen vielleicht gerät der Anfang so skizzenhaft, weil wirklich nur die wenigen Fußstapfen behandelt sind, die Sandgruber als Spuren des Wachstums ausmacht.

**Weber:** Wenn Sandgruber über Wirtschaft redet, meint er nur eine, die ein Mehrprodukt hervorbringt. Alles andere bleibt außerhalb seines Blickpunkts. Daher ist es logisch, daß, wenn man über

mittelalterliche Wirtschaft und den Alpenraum schreibt, sich auf die Bergwerke konzentriert, wo ja wirklich ein Mehrprodukt in einem sehr offensichtlichen Sinn erzeugt wurde. Logisch ist auch, daß der Weinbau im Mittelpunkt steht und daß an der Landwirtschaft nur das interessiert, was im Hinblick auf spätere produktive Ressourcennutzung wichtig ist.

**Landsteiner:** Dazu gehören auch Art und Weise der Zeitkonstruktion. Sandgruber lehnt sich an den Begriff der logistischen Phasen an. Das ist die Vorstellung, daß man Wirtschaftsgeschichte schreiben kann als Abfolge von langfristigen Phasen des Aufschwungs und der Stagnation. Impliziert ist in dieser Form von Zeitkonstruktion immer, daß sie angelehnt ist an Wellen von Bevölkerungsentwicklung, denen wirtschaftliche Wechsellagen korrespondieren sollen. Impliziert ist aber auch – das war schon einer der Kritikpunkte an der Agrarkrisentheorie –, daß dieses scheinbar neutrale Schema über alle Formen von Raumkonstruktionen gestülpt werden könnte.

**Resch:** Die logistischen Phasen implizieren, daß es im Rahmen dieser Wellenbewegungen eine ständige Tendenz zum Wachstum der Ökonomie gibt, die sozusagen in den Menschen angelegt ist. Und darum sagt Sandgruber konsequenterweise, daß man nicht unterteilen soll oder kann in vorindustrielle Gesellschaft, Industrielle Revolution und nachindustrielle Gesellschaft.

**Mejstrik:** Die Kritik an der Unterteilung in eine Statik vorher und eine Dynamik nachher leuchtet mir vollständig ein. Aber Sandgruber stellt die Unterteilung nicht als solche in Frage. Er fragt sich nicht, ob denn nicht jede Tätigkeit zugleich sta-

tische und dynamische Momente aufweisen könnte. Er entscheidet sich für eine Seite allein, für die Dynamik – und daher für die Wirtschaft oder umgekehrt, denn das ist in seiner Sicht offenbar dasselbe: „Die wirtschaftliche Entwicklung ist sehr viel besser in einer zusammenhängenden Sicht zu verstehen, in welcher sich mehrere Anläufe und Schübe in Richtung einer wachsenden Wirtschaft unterscheiden lassen.“ (11) Zusammen mit dem topographisch fixierten Österreich liefert das die inhaltliche Klammer des ganzen Buchs, ein teleologisches Bild. Die Geschichte der Wirtschaft wird gedacht als eine Geschichte der Selbstverwirklichung einer Wirtschaft, die da ist und da war, auch vor dem Jahr Tausend; einer Wirtschaft, die in einem Österreich da ist, das sich vielleicht gerade dadurch festmachen läßt, daß es schon immer so etwas wie eine österreichische Wirtschaft gegeben hat; einer Wirtschaft, die früher zwar irgendwie anders war als jetzt, aber immer schon sich selbst so gleich war, daß sie sich immer weiter selbst verwirklichen konnte, ohne sich radikal verwandeln zu müssen. Solch eine Wirtschaft kann „in einer zusammenhängenden Sicht“ geschrieben werden. Sie tut nur das, was sie für die große Idee tun soll: wachsen.

**Meixner:** Wobei Wachstum für Sandgruber aber nicht unendlich ist. Er versucht, in jeder Epoche die Grenzen auszuloten. Er sagt ja auch dann am Ende, daß diese Industrielle Revolution die Grenzmarken nur etwas außer Sichtweite gerückt hat. Aber letztendlich gibt es für ihn eben „demographische, ökologische und kulturelle Grenzen des Wachstums“ (11), die nur sukzessive ausgedehnt, aber nicht überwunden werden können.

**Mejstrik:** Diese Grenzen sind lauter exogene Faktoren, um in dieser Innen-Außen-Logik zu bleiben. Wirtschaftsimmanent sollen Hindernisse oder gar Begrenzungen der Wachstumsbewegung kaum entstehen. Aber gibt es tatsächlich nur diese Kontinuität von „Anläufen und Schüben“? Was ist denn mit der Zäsur zwischen einer Periode mit ausdifferenzierter Wirtschaft und einer Periode mit keiner Wirtschaft, das heißt mit einer, die es nicht gibt, weil sie nicht *als solche* institutionalisiert ist? In solch einem Fall kann man eben nicht von einer Wirtschaft sprechen – außer man unterstellt, daß es nicht nötig ist, auf die symbolische Ordnung der Gesellschaft einzugehen, wenn man sie und ihre Institutionen erklären will. Nur mit dieser Unterstellung läßt sich unabhängig von allen zeitgenössischen Vorstellungen, ahistorisch – theoretisch – bestimmen, was Wirtschaft zu sein und wann es sie zu geben hat, was zu ihr gehören soll und was nicht. Solch einen Zugang würde ich objektivistisch nennen. Wirtschaft ist dann ein Apparat, der aus sich selbst existiert. Und ganz egal wie die a priori Definitionen konkret ausfallen (Subsistenzproduktion oder Erzeugung eines Mehrprodukts usw.), über solche Modelle läßt sich nicht empirisch kontrolliert diskutieren. Es handelt sich um Glaubensfragen. Entgegen allem Anschein und trotz aller Definitionen ex cathedra ist ein Feld zu bestellen nicht einfach ein Feld zu bestellen: Keine Tätigkeit hat einen rein technischen Sinn, der noch dazu immer und überall gleich wäre. Ich plädiere daher für eine Forschungsperspektive: Erst zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte werden Staat, Wirtschaft und politische Ökonomie her-

ausgebildet, und zwar parallel und in gegenseitiger Abhängigkeit. Eine Wirtschaft kann nur für Zeiten erforscht werden, in denen es sie gab, weil sie als solche getan wurde – und das heißt auch: als solche besprochen, gedacht, verwaltet und beim Tun praktisch vorausgesetzt. Erst dann kann es heißen: Geschäft ist Geschäft. Erst dann wird Politik entweder zum Hindernis für die Wirtschaft oder wachstumsfördernd. Bei Gesellschaften, die man salopp als nichtindustriell, nichtkapitalistisch bezeichnen könnte, läßt sich keine eigene Wirtschaft entdecken – wie auch immer man es dreht und wendet. Güterproduktion sieht man nur in analytischer Perspektive, weil die Tätigkeiten, wie zum Beispiel bei den Kabylen, die Pierre Bourdieu untersucht hat, auf die Institutionen eines mythisch-rituellen Systems bezogen sind, bei denen die materiellen und symbolischen Momente der Tätigkeiten oder die Produktion von der Reproduktion (in unserem Sinn) gerade nicht unterschieden sind – das Bestellen eines Felds gilt als heiliger Akt. Natürlich kann man historische Wirklichkeit nicht erklären, indem man bestimmte zeitgenössische Vorstellungen einfach wiedergibt. Aber Vorstellungen stehen ja der Wirklichkeit nicht gegenüber (schon gar nicht als Epiphänomene), sie sind eine Dimension von ihr. Absehen kann man von ihnen nicht. Die offiziellen Bereichsideologien zum Beispiel stützen eine reale Ausdifferenzierung von Wirtschaft, weil sie tendentiell eine absolute Autonomie unterstellen (eben: Geschäft ist Geschäft). Also, Ideologien sind zwar willkürlich, aber nicht einfach ohne Wirkung. So gehören zur Erfindung der Wirtschaft nicht nur Indu-

strie, Geld und allgemeiner Konsum, sondern auch Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik. Denkt man in diesem Konzept von Ausdifferenzierung, dann lassen sich Politik und Ökonomie nicht mehr absolut trennen, sie müssen aber ab einer bestimmten Zeit relativ getrennt werden. Das ökonomistische Bild einer absoluten Autonomie der Wirtschaft und eines wirtschaftlichen Primats läßt hingegen nichts verstehen.

**Resch:** Ich glaube, gerade diesem langfristigen Wachstumsmodell liegt an sich ein anderer, sehr umfassender Begriff von Wirtschaft zugrunde. Das heißt, sobald es irgendwo Menschen gibt, die irgendwie ihr Leben bestreiten, gibt es Wirtschaft. Diese langfristige Perspektive sollte aber nicht den Blick darauf verstellen, daß es im Lauf der Entwicklung Zäsuren und qualitativen Wandel gibt, sich die Akteure selbst Gedanken darüber zu machen beginnen, Institutionen bilden und neue Formen von Austauschbeziehungen entwickeln. Wachstum nachzuzeichnen oder sozioökonomischen Wandel darzustellen, sind zwei unterschiedliche Zugänge, die einander aber keineswegs ausschließen müssen.

**Landsteiner:** Wenn ich Mejstrik richtig verstanden habe, dann zielt er in eine andere Richtung. Man kann zum Beispiel bei Karl Polanyi mit seiner *Great Transformation* beginnen: Wirtschaft wird irgendwann institutionalisiert und überwindet so sehr andere Begrenzungen, daß das Wirtschaftliche zum zentralen Agens wird. Das wäre ein Versuch, das als realhistorischen Prozeß festzumachen. Ein anderer Weg bestünde darin zu sagen: Es entsteht zu einem bestimmten Zeitpunkt (nicht zufällig) ein neuartiger Dis-

kurs, eben der wirtschaftliche. Ein weiterer Schritt wäre, und da wird für mich der Titel *Ökonomie und Politik* wieder spannend, diese Form von Ökonomismus durch eine Perspektive, die in letzter Zeit stark forciert und mit Staatsbildungsprozeß umschrieben wird, zu relativieren. Der Titel des Buchs scheint auf diesen Perspektivenwechsel zu verweisen, das Versprechen wird aber in den einzelnen Kapiteln nur sehr ungleich eingelöst. Ich werde das Gefühl nicht los, daß Sandgruber zwischen zwei Stühlen sitzt. Einerseits sieht er, daß ansatzweise ein Paradigmenwechsel im Gang ist, andererseits hängt er dem alten Paradigma an, das da lautet: Hie die Wirtschaft, da der Staat.

**Berger:** Für mich wird dieser Widerspruch deutlich einerseits an der methodischen Fixierung auf das angelsächsische Modell der Kontinuität, was man als Cameronomismus bezeichnen könnte, und andererseits dem programmatischen Anspruch, der entsteht, wenn man ein Buch *Ökonomie und Politik* betitelt. Ich habe den Verdacht, daß diese beiden Pole schwer zu vereinen sind: Denn entweder bin ich der Meinung, daß nicht die Eingriffe der Obrigkeit, wie auch immer sie gestaltet sind, signifikant sind, sondern etwa demographische Entwicklungen, oder ich bin der Meinung, daß es eine Frage der Zäsuren durch staatliche Eingriffe ist.

**Resch:** Der Versuch, alles zusammenzufassen und die bisherige Forschung möglichst umfassend zu integrieren, ist auch eine Konzession an die Leseerwartungen des Publikums. Auf diese Weise ist zwar ein umfangreiches Werk entstanden, in dem der Autor seine beeindruckenden Kenntnisse nachweist und einer breiten Leserschaft eine fundierte Darstellung bietet.

Spannender im Sinn eines intellektuellen Experiments wäre die Sache jedoch ausgefallen, hätte der Autor seinen Ansatz der logistischen Phasen mit mehr Radikalität durchgehalten.

Landsteiner: Auf der zeitlichen Ebene ist also das große organisierende Konzept des Buchs – zumindest bis ins 18. Jahrhundert – das der logistischen Phasen. Es gibt eine mittelalterliche Wachstumsphase, es gibt eine große Krise, einen zweiten Anlauf, nochmals eine Krise, bis schlußendlich im „Jahrhundert des Fleißes“ das Ganze einen erheblichen Schub erfährt und eine neue Qualität erreicht, wobei erst an diesem Punkt, wie es scheint, „Politik“ maßgeblich ins Spiel gebracht wird. Bestimmte Großkonzepte wie „mittelalterliches Wirtschaftswachstum“ oder „Krise des Spätmittelalters“ werden von Sandgruber importiert, ohne daß er fragt, in welcher Beziehung sie zum behandelten Raum stehen. Im Hinblick auf die mittelalterliche Wachstumsphase wäre darauf zu verweisen, daß es sich um einen Kolonisationsraum handelt. Das scheint mir nicht entsprechend berücksichtigt. In weiterer Folge werden keine Überlegungen angestellt, wie hier feudale Strukturen aufgebaut werden. Es wird lange über materielle Grundlagen gehandelt und eine Vorstellung von Wirtschaft als ein sich selbst tragendes System vorausgesetzt. Probleme wie das Verhältnis zwischen „Herren und Hintersassen“, wie Sandgruber es nennt, werden hingegen nur ganz cursorisch abgehandelt. Im nächsten Schritt beschreibt Sandgruber die Krise des Spätmittelalters, wobei er zugesteht, daß es beim Bezug auf den behandelten Raum große Unklarheiten gibt. Im Bemühen, dieses Konzept anzuwen-

den, kommen ihm aber deutlich Zweifel. Daher trennt er die postulierte Krisenphase nicht klar vom neuen Aufschwung des 16. Jahrhunderts ab, was sich aus der Krisenrhetorik ergeben würde, sondern spannt „Große Krise und zweiten Anlauf (1350–1600)“ in ein- und demselben Kapitel zusammen. Da es sich eben um einen Kolonisationsraum handelt, treten die Blockaden, die sich im westeuropäischen Raum einstellen, möglicherweise nur sehr abgeschwächt in Erscheinung. Dazu kommt noch, daß der Raum des heutigen Österreich an der Wende vom Spätmittelalter zur Neuzeit Teil eines wirtschaftlichen Kraftfeldes ist, dessen Zentren – von der Gegenwart aus betrachtet – gewissermaßen exterritorial sind, sich in Süddeutschland und Oberitalien befinden. Die Rolle, die die einzelnen Länder des heutigen Österreich oder die einzelnen Teile des Habsburgerreichs in diesem Kraftfeld spielen, kommt durch die willkürliche Beschränkung auf das ‚tausendjährige‘ Österreich gar nicht in den Blick. Hier ergibt sich eine Brücke zum Prozeß der Staatsbildung. Es gibt ein Buch von Thomas Brady jr. mit dem Titel *Turning Swiss*, wo die provokante These vertreten wird, daß an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert im Rahmen des Reiches ein Territorium entstehen hätte können mit Schwerpunkt in den westlichen Alpenländern und Süddeutschland und mit den süddeutschen Reichsstädten als wirtschaftlichen und finanziellen Zentren. Durch das krampfhafteste Festhalten an den österreichischen Grenzen von 1921 verbaut sich Sandgruber eine derartige Perspektive. Dadurch kann Sandgruber auch die – meines Erachtens zu



Recht – so stark betonte „Krise des 17. Jahrhunderts“ nicht wirklich erklären. Sie wird als „europäische Krise“ postuliert, was wiederum auf die bloße Übertragung eines eingeschliffenen Periodisierungsschemas hinausläuft. Die spezifischen regionalen Erscheinungsformen dieser Krisenperiode, die meines Erachtens eben gerade nicht eine europäische ist, weil sie nicht in allen Teilen Europas in gleichem Ausmaß feststellbar ist, und ihre Ursachen, unter anderem eben der Zerfall des vorhin erwähnten Integrationsrahmens, bleiben damit unbehandelt. Das Problem dieser starken Anlehnung an das Modell der Konjunktur- und Krisenabfolgen liegt also darin, daß davon ausgegangen wird, daß es auf alle Regionen gleichförmig übertragbar wäre. Nicht beachtet wird dabei, daß es in der Entwicklung einzelner Regionen Gefälle gibt, daß die Regionen nicht unverbunden nebeneinander existieren, sondern miteinander kommunizieren und daß sich Zentrum-Peripherie-Beziehungen ausbilden, die den abstrakten, durch den exogenen Faktor Bevölkerung gesteuerten, Wirkungszusammenhang brechen.

Müller: Ich glaube, daß die logistischen Phasen in diesem Buch tatsächlich ein dramaturgisches Element darstellen, nicht nur eine Wachstumsgeschichte unterstellen, sondern ganz eindeutig auch die Erzählung als solche bestimmen und mitstrukturieren. Es gibt eine Notwendigkeit von seiten der Erzählung, eine solche Dramaturgie zu verwenden, um ein Buch, das soviel zusammenträgt, überhaupt lesbar zu machen. Eine der Folgen davon ist, daß Krisen als ganz reale, sozusagen auf einer harten Datenebene, unterstellt werden. Ebenso wird unterstellt, daß diese

Krisen sich gleichzeitig auf demographischer und ökonomischer Ebene vollziehen mit einer bestimmten Form von Wechselwirkung, die allerdings nur unscharf beschrieben wird. Die Überlegung, daß es auch um Krisenwahrnehmung geht, bleibt bei Sandgruber ausgeblendet, weil sein Buch ja mit ‚realen‘ Krisen zu tun hat, wobei es ihm unterläuft, daß Texte, etwa die von Jakob Unrest, an denen man diese Krisenwahrnehmung ablesen kann, als Belege für reale Krisen zitiert werden. Mejstrik: Es gibt eine Stelle, wo die Beziehung zwischen Wahrnehmung und Realität deutlich wird. Da geht es um den Hunger, der immer schon existiert hat, aber im Spätmittelalter eskaliert, weil viele Dinge in Österreich einfallen: Heuschrecken, Pest usw. Hier kommt zum ersten Mal die Vorstellungswelt der Zeitgenossen vor: „Aber der Hunger verführte gleichzeitig aus der Realität in ein bizarres Land der Träume und Alpträume, voll wildester Phantasien und ekstatischer Delirien, furchtbarer Ängste und abergläubischer Praktiken, die in Tanzwut und Massenhysterie mündeten (...). Aus den Schrecken des Hungers werden diese Praktiken und Gedankengänge verständlich, die man als finster, abergläubisch und hinterwäldlerisch zu bezeichnen gewohnt ist.“ (47 f.) Das heißt: Erstens bestimmen die materiellen Bedingungen unmittelbar, was denkbar ist, und zweitens sind negative Delirien die einzigen Vorstellungen, die im Zusammenhang mit der Subsistenzproduktion erwähnt werden (und nur wenn diese versagt, zur „furchtbare(n) Realität“ wird). Im nächsten Satz geht es dann um die Aufklärung, und es wird postuliert, daß der Aufbau einer rationalistischen Ge-

dankenwelt viel mit der Überwindung des Hungers zu tun gehabt hätte. Wiederum die Bestimmung der Ideen durch die materiellen Verhältnisse, aber diesmal führt die richtige (weil wachsende) Wirtschaft zu positiven Ideen und Wissen. Die Krisen alten Musters haben viel Kapital zerstört, aber nicht die jeweils vorher in der Wachstumsphase neu entstandenen Kenntnisse, heißt es an anderer Stelle (12 f.). Und irgendwann wäre dann soviel an Kenntnis angehäuft, daß man die Wirtschaft richtig-rational verwalten kann. Wenn dieses Wissen das Wirtschaftswachstum wesentlich unterstützen kann, so ist es doch das vorherige Wachstum ohne Wissen, das das Wissen hervorgebracht hat. Die richtige Wirtschaft trägt sich von Anfang an selbst und *alles andere* gleich mit. Wachstum begründet Geist und Wissenschaft. Die falsche Wirtschaft hingegen, die nicht wächst, birgt nicht nur die Gefahr des Hungers, sie verdammt auch zu Wut und Hysterie. Wahrnehmung ist hier wie dort direkte Funktion der Wirtschaft, und wie eine falsche und eine richtige Wirtschaft gibt's auch eine falsche und eine richtige Wahrnehmung. Die Krise wirkt dabei fast kathartisch. Sie ist nicht nur dramaturgisch wichtig, sondern auch inhaltlich, um den großen Bogen zu behaupten.

**Berger:** Für mich mahlen die Müller, und die Bergleute arbeiten im Bergwerk, und die Räuber rauben und Händler handeln. Und sukzessive, so verstehe ich die theoretische Grundlage, bildet sich ein Kapitalstock. Eines Tages ist dieser dann groß genug, um einer Obrigkeit, die inzwischen eine zentralstaatliche geworden ist, zu erlauben, über ihn zu disponieren und mit diversen Bestimmungen einzugreifen. Das

ist die implizite Annahme hier. Sie beruht auf einer liberalen Sicht von Geschichte, die man natürlich akzeptieren kann oder nicht. Ich stimme zu, daß gewisse Konfliktlinien in der historischen Entwicklung besser herausgearbeitet werden können, wenn man von Gesellschaftsformationen spricht und sich fragt: Ist das eine Gesellschaftsformation, in der Subsistenzwerb oder Zuwachs das wichtige ist? Das ist allerdings ein anderes Problem. Es wird hier nicht gestellt. So verstehe ich nicht ganz die Kritik, umso mehr, als wir es nicht mit einem Buch zu tun haben, das mit einer eindeutigen Position in eine methodische Diskussion eingreifen will.

**Mejstrik:** Ich halte es für absolut sinnvoll, daß keine abstrakten Methoden oder Theorien abstrakt abgehandelt werden (mit Ausnahme der Einleitung). Nur helfen doch auch politische Grundsatzentscheidungen oder moralische Glaubensbekenntnisse nichts, um wissenschaftlich zu verstehen. Meine Kritik, wie Du sagst, ist ganz simpel. Wenn man mir zeigt, daß es Sinn macht, bei einer Gesellschaft, in der Subsistenzorientierung vorherrscht, die Subsistenzproduktion zu vergessen, dann bin ich schon zufrieden. Aber die Darstellungen im Buch machen mich stattdessen ratlos. Ohne explizite Erklärungen, zum Beispiel für Erfindung und Gebrauch der Nockenwelle (23), kann jeder irgendetwas glauben. Ich möchte aber besser verstehen: Muß also nicht die Gesellschaft, in der das stattfindet, genauer behandelt werden, um klar zu machen, warum die Nockenwelle Verbreitung findet?

**Landsteiner:** Auch wenn man dieses Modell akzeptiert, daß die Wirtschaftsgeschichte in einer immer wieder durch Schübe vorangetriebenen und durch Kri-

sen und Rückschläge unterbrochenen Akkumulation von Kapital aufgeht, dann wäre noch immer der Vorsatz einlösbar, der im Vorwort skizziert wird: Strategien aufzuzeigen, mit denen Menschen in einem bestimmten Raum Ressourcen produktiv nutzen, und die Herrschaftsformen und Machtverhältnisse darzustellen, die diese dabei unterhalten. Was mir fehlt, ist die Frage nach den Verteilungsprozessen, die dabei zwangsläufig in Gang kommen. Müller: Wird hier unterschieden, wie etwas entsteht und wie etwas gemacht wird? Ist Sandgruber ein Emergenztheoretiker? Neue Verhältnisse entstehen von selbst. Es wird nicht der Frage nachgegangen, ob bestimmte Entscheidungen, Handlungen, Handlungsketten für etwas mehr oder minder verantwortlich sind. Die Frage ist nach wie vor, was ist hier „Ökonomie“ – etwas, das sich ständig selbst produziert, sich selbst reproduziert und bloß überlagert ist von Konjunkturen, die zwischen Krise und Boom als den Extrempunkten schwanken? Eine der nächsten Grundfragen ist: Wie produziert das, was Sandgruber unter Ökonomie versteht, so etwas wie Ungleichheit? Das ist eine Frage, die liegt klar auf der Hand und bestimmt Wirtschaftsgeschichte ganz dominant. Und ich habe noch kaum ein Buch gelesen, das sich einer Antwort auf diese Frage so sehr enthält wie dieses. Es ist zwar dann und wann die Rede von Ausbeutung, aber daß Ökonomie etwas ist, das nicht bloß auf Ungleichheit beruht, sondern Ungleichheit produziert, ist absolut kein Thema.

Mejstrik: Der Fluchtpunkt, die richtige Wirtschaft, ist eine, die Wohlstand für alle akkumuliert. Und in diesem allgemeinen Wohlstand, in dieser Idee,

diesem Ideal, auf das die Geschichte hingeschrieben wird, haben ungleiche Verteilungen, hat Ungleichheit kaum Platz.

Weber: Wenn Sandgruber dazu schreibt, dann nur kursorisch. Es handelt sich eben nicht um ein Buch über „Politische Ökonomie und Besteuerung“, um einen berühmten Titel zu zitieren. Es geht Sandgruber offenbar wirklich nur um die Frage, wie Wohlstand in Österreich im Verlauf der Geschichte akkumuliert wird. Darum bleiben die Herrschaftsdimension und die Aneignung von Mehrprodukt im Mittelalter genauso ausgespart wie bestimmte Teile der Staatsdiskussion in bezug auf die Frühe Neuzeit oder wie die Verteilungswirkungen der Inflation.

Resch: Das ist durchaus kompatibel mit der liberalen Ansicht von Wirtschaftsentwicklung, die besagt, daß eine Gesellschaft eine Gruppe von Individuen ist, die ihren Nutzen maximieren wollen. Wenn man nicht störend eingreift, dann kommt insgesamt ein optimaler Gesamtnutzen heraus und außerdem eine Wachstumsdynamik, die entweder durch externe, zufällige Hindernisse oder durch Kapazitätsgrenzen oder eben durch störende Politik behindert wird.

Berger: Wenn die Leute wirklich einen Trieb zur Akkumulation im weitesten Sinn haben, wenn ich den *homo oeconomicus* in die Vergangenheit zurückprojizieren kann, warum braucht es dann eine so starke Betonung der Disziplinierungsprozesse im 18. Jahrhundert? Das ist ein interessanter Punkt, da scheint mir ein Widerspruch zu bestehen.

Mejstrik: Da wären wir jetzt also in der Periode, in der – so wie ich es sehen würde – die Wirtschaft erfunden wird. Nicht zufällig wird in den entsprechen-

den Passagen im Buch (143–157) der epistemologische Aufbau besonders deutlich. Die eine Vorannahme ist bekannt: der Wirtschaftsapparat, der sich bis dato nur in Spuren nachweisen läßt. Aber jetzt auf einmal – vielleicht weil der Hunger aufhört – entsteht die Einsicht, daß die Wirtschaft etwas ist, das eine eigene Logik hat, die man unterstützen oder behindern kann. Ihr konform zu handeln heißt, gute und staatsfördernde weil wirtschaftsfördernde Wirkungen zu erzielen. Alle – das ganze Volk, da werden auch die Frauen relevant, die bislang nicht existiert haben – müssen auf dieses Ziel verpflichtet werden. Das kann jedoch, so wird argumentiert, nur durch Gewalt, Sozialdisziplinierung, erfolgen, weil das Volk noch nichts verstanden hat. Zuerst können ja nur die verstehen, die nicht hungern. Aber, und das ist der springende Punkt, in dem Moment, in dem alle mit Zwang auf eine Waren- und Konsumwelt und auf die Möglichkeit, Wohlstand zu erwerben, gestoßen werden (sie lassen sich offenbar leicht zwingen), sehen sie gleich ein, daß sie dort genau das finden, was sie eigentlich immer schon wollten. Zu der objektivistischen Idee eines Wirtschaftsapparats gehört die einer Universalpsychologie: Alle haben immer Interesse am Wohlstand. Vielleicht liegt das Interesse in Hungerdelirium, Tanzwut oder Geistlosigkeit brach, aber schlimmstenfalls kann es stante pede herbeigezwungen werden, weil es dem Menschen entspricht.

**Landsteiner:** In diesem Kapitel, in dem Sandgruber in enger Anlehnung an Komlos postuliert, daß Mitte des 18. Jahrhunderts eine neuerliche malthusianische Krise vor der Tür steht, tritt der Staat mit Maßnahmen in Erscheinung, die

angeblich ungeheuer erfolgreich waren: Plötzlich ist dieser eine positive Macht, die den Karren aus dem Schlamm zieht. Es werden Energien mobilisiert und Maßnahmen gesetzt, die – wenn man so will – zu einer erfolgreichen Modernisierung führen und zu einer Industrialisierung überleiten. Wie ist das möglich, wenn man nicht Maria Theresia und Joseph II. ungeheuren Weitblick unterstellt? Es wird einmal kurz angezogen, daß Druck von außen, daß die Konkurrenz in einem multistaatlichen System eine erhebliche Rolle spielt (143).

**Meixner:** Krieg spielt allerdings bereits vorher, im Barock-Kapitel, eine erhebliche Rolle. Österreich wird zur europäischen Großmacht, und Sandgruber sagt ja auch, daß dieses Sprichwort vom glücklichen Österreich, das heiratet, während andere Krieg führen, nicht stimmt, weil man mehr Kriegs- als Friedensjahre zählen kann. Er schreibt dann weiter: „Die Kriegskosten erzwangen wirtschaftspolitische Maßnahmen“ (140), und weiter, „Die Haupttriebfeder der Weiterentwicklung des Steuersystems waren Krieg und stehendes Heer.“ (138) Für ihn sind diese hohen Kosten, die der Staat jetzt hat, um dieses System „Österreich“ aufrechtzuerhalten, schon auch eine Triebfeder dafür, daß der Staat weiter wächst. Es bleibt aber offen, ob dieser Druck von außen oder von innen kommt, aus einer Großmachtspolitik resultiert. Da ist also, bevor der Fleiß anfängt, ein Ansatz dafür, warum Wirtschaftspolitik einsetzt.

**Landsteiner:** Stellt sich diese Wirtschaftspolitik aber, wenn man das ernst nimmt, nicht dann doch ganz anders dar? Wächst nicht vor allem die Armee, wird nicht die Rekrutierung erheblich perfektioniert,

werden nicht zu diesem Zweck administrative Strukturen implantiert, die dann als Mobilisierung von Fleiß ausgegeben werden, die aber doch auch woanders hinzielen, nämlich auf Überleben und Expandieren in einem multistaatlichen Konkurrenzsystem? Das „Jahrhundert des Fleisses“ beinhaltet übrigens nicht nur ein Szenario der Disziplinierung. Mir scheint, daß der Autor jetzt seine Relativierung der Industriellen Revolution wirklich ernst nimmt, daß er einen Schritt mitvollzieht, der derzeit stark diskutiert wird: Bislang sei das alles nur von der Angebotsseite her gedacht – Produktivitätssteigerung, Mechanisierung, Beseitigung von strategischen Engpässen, Take-off –, doch der Blick sei auch auf Veränderungen in der Nachfrage zu lenken. Mit seinem Buch über *Die Anfänge der Konsumgesellschaft* hat Sandgruber selbst eine Pionierrolle gespielt. Dabei wird nun auf die Haushaltsebene rekurriert; die Protoindustrie-Debatte steuert in eine ähnliche Richtung. Ressourcen werden innerhalb des Haushalts anders verteilt, es wird nicht mehr primär im Haushalt für den Haushalt produziert, sondern es werden – vielfach als freie Wahlmöglichkeit dargestellt – nun Güter für einen Markt produziert, Arbeitskraft wird auf den Markt gebracht und tritt auf dem Markt als Nachfrage auf. Das ist – grob skizziert – der neue Anlauf, von der Industriellen Revolution wegzukommen und mehr in einer langzeitlichen Perspektive zu denken. In meinen Augen ein durchaus diskutierenswertes Konzept. Sandgruber aber stellt das in einer Art Dialog mit Komlos so dar: „Die Körpergröße der Bevölkerung nahm ab: War dies Ausdruck einer durch eine mal-

thusianische Krise ausgelösten Einengung der Nahrungsspielräume, oder das Resultat verstärkter Arbeitsbelastung bzw. veränderter Präferenzen sowohl im agrarischen wie auch im nichtagrarischen Sektor, wobei dauerhafte Konsumgüter, Genußmittel und sonstige Produkte des nichtlandwirtschaftlichen Sektors den Lebensmitteln vorgezogen wurden?“ (157) Das ist die Überwindung von Komlos mit Sandgruberschen Mitteln: Man verzichtet auf's Essen, dafür kann man rauchen und bleibt klein!

... zur Politik

Landsteiner: Das logistische Modell funktioniert gut bis um 1750. Da ist so etwas wie eine Schwelle. Das ganze 19. Jahrhundert wird im Hinblick auf Konjunkturzyklen aufgedrösel, daß es eine Freude ist. Das sind keine logistischen Phasen mehr, sondern viel kürzere Zyklen, die minutiös dargestellt werden.

Weitensfelder: Es ist doch verblüffend, daß einer innerhalb einer zehnbändigen Reihe als einziger das Privileg hat, einen Längsschnitt über tausend Jahre zu machen und dann fast die Hälfte des Textes dem 20. Jahrhundert widmet! Sandgruber begründet nicht einmal im Vorwort, daß 45 Prozent des Textes sich auf die Zeit nach 1918 beziehen. Das ist ja eine grundlegende Entscheidung. Ich frage mich: Was kann das für einen Sinn haben, daß er sich auf diese Weise dem Definieren des vorrepublikanischen Raums entzieht? Wollte er eine zusammenfassende Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts schreiben und sich so von Tremel absetzen? Oder ist das Teil seines didak-

tischen Anspruchs? Oder spielt da doch eine Teleologie hinein?

**Weber:** Vielleicht ist das aber konsequent, wenn die Wohlstandsgesellschaft das Ziel der Geschichte ist. Dann kommt eben der Weltgeist im heutigen Wohlstand zu sich.

**Mejstrik:** Der Text wird nicht einfach nur ausführlicher. Es gibt einen inhaltlichen Bruch: Der Aufbau der Darstellung nach Wirtschaftsperioden wird auf einmal von einem Aufbau mit klassisch politischen Kapiteleinteilungen abgelöst. Historiker nehmen doch Periodisierungen so übermäßig wichtig, Zeitgrenzen zu fixieren ist für sie eine tagtägliche positivistische Selbsterfindung, so wie die Soziologen nicht müde werden, Gruppen- und Institutionengrenzen zu verkünden. Die politischen Zäsuren sind zwar von der politisch orientierten Zeitgeschichte durchgesetzt, aber doch nicht einsichtig, wenn eine Wirtschaftsgeschichte präsentiert werden soll.

**Weber:** Wir können aber an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß der Erste Weltkrieg gerade in diesem mitteleuropäischen Raum einen politischen Bruch mit ökonomischen Auswirkungen dargestellt hat. Was sollte er anderes schreiben?

**Resch:** Er sagt nur, die Wachstumsrate war schwach. Aber zum anderen sind latente Wachstumspotentiale da, die sich danach umso stärker ausgewirkt haben ...

**Landsteiner:** ... perturbiert durch politische Katastrophen. Aber angeblich läßt sich ja die Trendlinie durchziehen, wie die Graphik auf Seite 531 suggeriert. Sandgruber entscheidet sich zwar nicht offen für eine der drei vorgestellten Hypothesen. Er merkt sogar an, daß es vielleicht übertrieben ist, das bis ins Mittelalter zurückzuv verlängern: In Wirklichkeit ist

das aber sein eigenes Konzept. „Die Wirtschaftsgeschichte des heutigen Österreich ist mehr als tausend Jahre alt“ (530).

**Resch:** Nein, das muß man nicht so sehen, daß es immer österreichische Wirtschaftsgeschichte im heutigen Sinn gewesen ist, sondern es geht eher wieder um diese anthropologische Wachstumskonstante. Man könnte auch von 1750 bis zur Gegenwart die letzte logistische Phase sehen, die Sandgruber jetzt stärker aufgliedert.

**Berger:** Ich glaube, bei vielen Texten, die das 20. Jahrhundert mit vorangegangenen Jahrhunderten verbinden, schleichen sich plötzlich politische Zäsuren und kurze Perioden ein. Und dazu kommt noch: In Österreich muß man das wahrscheinlich tun, denn der Erste Weltkrieg transformiert eine mehr oder weniger auf sich selbst bezogene – ich weiß, das ist umstritten – autarke Ökonomie in eine kleine export- und importorientierte Volkswirtschaft. Eine andere Frage ist, warum Sandgruber dann aber dem Ausgleich überhaupt keine Bedeutung beimißt oder dem Verlust der Lombardei. Weiters wird wohl aus didaktisch-pädagogischen Überlegungen die Nazi-Ökonomie eine eigene Einheit sein, und 1945 muß irgendetwas Neues anfangen. Es wäre interessant zu wissen, ob jemand einmal versuchen wird, über den Zweiten Weltkrieg hinwegzuschreiben.

**Weber:** Man könnte, wie es Eric Hobsbawm getan hat, schon eine Periodisierung finden, die über diese politischen Grenzen hinwegspringt. Man könnte sich etwa die Frage stellen, ob die Zwischenkriegszeit für Österreich nicht radikal andere Umweltbedingungen bedeutete. Die West-Ost-Dynamik war ja viel stärker

wirksam als im Rahmen der Habsburgermonarchie, als Österreich Kernland eines großen Wirtschaftsraums gewesen war und Vorarlberg Peripherie, wenn man das so nennen will. Mit dem Zerfall der Monarchie mußte sich Österreich adjustieren, ein Prozeß, der eigentlich bis in die 1970er Jahre gedauert hat. Man kann also die politischen Brüche als solche ernst nehmen und dennoch einen anderen Bogen finden, der am Ökonomischen orientiert ist. Dann wäre vielleicht 1989 wieder ein Moment, in dem etwas Neues beginnt.

**Müller:** Nicht bloß im Hinblick auf die ‚Realhistorie‘, sondern auch historiographisch sind mit der Zeit der Republiken große Änderungen verbunden. Sandgruber bekommt einen Ko-Autor – Felix Butschek. Sehr viel statistisches Material, das hier verwendet wird, stammt aus einem Manuskript von Butschek (1993), das wir nicht kennen. Es gibt in der Ökonomie und Wirtschaftsgeschichte seit den 1930er/1940er Jahren immer wieder Streit darüber, wie man Indices bildet. Nicht im mindesten wird im Buch auf die Problematik solcher langen Reihen näher eingegangen. Und trotzdem werden sie als ganz zentrales Argument und nicht bloß illustrativ – was in anderen Wirtschaftsgeschichten mitunter der Fall ist – für Periodisierungen verwendet. Das ist meiner Meinung nach ein Punkt, den ein Historiker ausweisen sollte: Wie ist es gebastelt, und was ist die Reichweite? Hier kann man nicht sagen: Das muß ich aber den Leser/inne/n ersparen. Ich lehne nicht die Quantifizierung ab, sondern will nur dafür plädieren, die Konstruktion von statistischen Serien als Problem anzusehen anstatt als Lösung.

**Weber:** Wenn man darauf eingeht, wird

es unangenehm. Dann müßte man sich ja auch fragen, wie Anton Kausel zu seinen Zahlen gekommen ist. Die schönen Tabellen und Diagramme werden fragwürdig, wenn man weiß, daß Kausel einfach das arithmetische Mittel aus verschiedenen vorhandenen Reihen gezogen hat, die selbst auf unsicheren Grundlagen stehen. Ich hätte mir eigentlich auch erwartet, daß Sandgruber das thematisiert.

**Mejstrik:** Aber sowohl für die akademische Bilanz als auch für den politischen Kommentar zur Lage hat Sicherheit absolute Priorität: Nach beiden Logiken muß eindeutig gesagt werden, was ist. Tiefere Zweifel haben daher in so einem Buch nichts verloren, denn nicht zuletzt widersprechen sie dem offiziellen Bild von intellektueller Autorität.

**Stocker:** Es hat auch etwas von jenen Büchern, die früher bei Jungbürgerfeiern verschenkt wurden: Appelle ans staatsbürgerliche Bewußtsein. Ist Sandgrubers Buch ein staatstragendes Werk?

**Landsteiner:** Staatstragend trifft wohl auf die ganze Reihe zu, in der das Buch erschienen ist. Im Kapitel „Das vermeintliche Ende der Geschichte“ wird Sandgruber so staatstragend, daß er dem von ihm erschriebenen Österreich Mut zu redet: „In den Gravitationszentren der EU, die sich von den Benelux-Staaten über Oberdeutschland bis Norditalien erstrecken, hat Österreich eine hervorragende Positionierung. Wenn es gelingt, durch die Ostöffnung auch den anderen für Österreich bestimmenden Wirtschaftsraum, den ostmitteleuropäischen, wieder zu beleben, sind die Karten für Österreich hervorragend verteilt.“ (493) Jetzt droht offensichtlich der große Aufschwung zusammenzuberechnen.

Der Austro-Keynesianismus funktioniert nicht mehr. Daß dennoch Optimismus anklingt, hat mich überrascht angesichts des *Presse*-Artikels, der kurz vor den Wahlen im November 1995 erschienen ist und der suggeriert, daß Österreich kurz vor dem Staatsbankrott stehen würde.<sup>1</sup> Vielleicht muß man das Buch viel mehr auf die aktuelle Situation in Österreich beziehen, wo eine ganz spezifische politische Debatte abläuft?

**Meixner:** Ich denke, es hat auch damit zu tun, daß die Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht abgeschlossen ist. Man hat da kein endgültiges Urteil zu Hand, wie man glaubt, es über frühere Epochen zu haben. Sandgruber ergreift dann offensichtlich Partei. Zum Beispiel nennt er ein Kapitel „Die Kosten der sozialen Sicherheit“ (527–528). Da weiß jeder Österreicher, daß das mit einer politischen Diskussion der jüngsten Zeit zu tun hat.

**Müller:** Der Autor hat sehr dezidierte Ansichten über die 1970er und frühen 1980er Jahre. Für ihn ist die Kreisky-Ära der Beginn einer Krise. Seine Zusammenfassung lautet: „Für das Durchtauchen wurde der Atem zu kurz. Krisen taten sich allerorten auf. Im Budget, im Sozialversicherungssystem, in der politischen Moral.“ (491)

**Mejstrik:** Der Hinweis von Landsteiner erscheint mir wichtig. Wenn's um Forschung und Erklärung geht, bereitet die anachronistische Wachstumsidee großes Kopfzerbrechen. Aber als politische Vision macht sie ihren Sinn. Vielleicht ist dieses Buch viel weniger als eine allgemein-moralische, intellektuelle Stel-

lungnahme angelegt denn als ein direkter, konkreter Beitrag zur aktuell-politischen Medienöffentlichkeit. Dann nämlich sind die Polemiken – Müller hat gerade ein Beispiel zitiert – nicht unverständlich oder überflüssig.

**Weber:** Aber es ist nie wirklich explizit.

**Mejstrik:** Das ist für Wissenschaft sicher ein Problem. Fürs öffentlich-politische Schreiben hingegen dürfte es gar nicht anders sein: Mit möglichst wenigen Worten müssen da ja möglichst viele Sinne getroffen werden. Die Ökologie zum Beispiel, die im Buch so wichtig ist, die paßt doch wunderbar zu dieser ermunternden, mahnenden Haltung des letzten Kapitels: Laßt uns doch gemeinsam nachdenken, seien wir uns der Grenzen bewußt, dann kann man auch wieder gute, vernünftige Politik machen!

**Berger:** Das Buch könnte auch heißen: Illustrierte vaterländische Geschichte des wachsenden Wohlstands.

**Mejstrik:** Nicht umsonst tauchen die ökologischen Argumente immer dann auf, wenn man sich eigentlich ein Kapitel über soziale Auseinandersetzungen erwarten würde. Es paßt wunderbar zur großen Intuition, daß gerade die Ökologie (die Natur) die Grenze der Wirtschaft schlechthin ist: Die Grenze gab es vor tausend Jahren, die gibt's noch immer. An die Ökologie reicht die Wirkungsmächtigkeit der Wirtschaft anscheinend nicht heran. Dabei unterstellt Sandgruber im Gegenteil, daß sich Kultur, Politik, soziale Ordnungen von der Wirtschaft direkt ableiten lassen. Alles soziale Tohuwabohu erledigt sich gleichsam von selbst, weil sich die Wirtschaft erstens unbeirrbar selbst verwirklicht und zweitens die Gesellschaft insgesamt bestimmt. Wie er-

<sup>1</sup> Roman Sandgruber, „Schon zweimal ist uns's Geld verreckt“, in: *Die Presse*, 18./19. 11. 1995, *Spectrum*, 1 f.



folgreich auch immer die Wirtschaft ihrer Eigenlogik folgt (und wie glücklich der *homo oeconomicus* dabei wird), mit den exogenen Grenzen der Natur muß sie sich arrangieren. Soziale Probleme hingegen sind höchstens partielle Krisen, die überwunden werden, wenn sich der Apparat wieder einpendelt. Unvernunft gibt es immer wieder, in der Politik ist sie schrecklich, aber der Lauf der Wirtschaft wird mit ihr fertig.

**Landsteiner:** So zählt etwa das Kapitel über Revolten und Aufstände zu den schwächsten das ganzen Buchs. Oder, unter der Überschrift „Das Elend des 19. Jahrhunderts“ (261–273) würde man zumindest ein paar Aussagen über die Lage des Industrieproletariats erwarten. Keine Spur – es geht um den Verlauf der demographischen Transition und um Umweltprobleme.

**Berger:** Ich möchte dazu ergänzen, daß mir bestimmte Typisierungen aufgefallen sind. Die Konsumenten sind hier eigentlich nur kleinstädtische, mittelbürgerliche Konsumenten. Es gibt weder ein Proletariat noch eine große Bourgeoisie. Es ist in diesem Sinn doch eine für Österreich typische Darstellung.

**Landsteiner:** Bemerkenswert ist die Behandlung der Bauern. Sie stellen die einzige gesellschaftliche Gruppe dar, für die so etwas wie Ausbeutung thematisiert wird. Im Kapitel „Der Bauer ist an Ochsen statt ...“ (128–130) findet sich folgende Aussage: „Der Abschwächung des nie so wirklich gültigen feudalen Prinzips der Gegenseitigkeit“ – endlich ein paar Worte über feudale Produktionsverhältnisse – „gegenüber jenem der Abhängigkeit und Erbuntertänigkeit der Frühneuzzeit entsprach ein verstärkter Zugriff der

Grundherren auf die bäuerlichen Abgaben.“ (128) Und weiter: „(S)o darf doch nicht übersehen werden, daß im allgemeinen Grundherren und Landesfürst gemeinsame Sache gegen die Bauern machen.“ (130) Man könnte erwarten, daß in einem nächsten Schritt vielleicht im 19. Jahrhundert der Staat und die Unternehmer gemeinsame Sache gegen das Proletariat machen. Das kommt nicht – abgesehen von der Tatsache, daß eine Gesellschaft so nicht vorstellbar ist, daß zwei Gruppen gegen eine dritte gemeinsame Sache machen.

**Stocker:** Es ist ein statisches Modell, getragen von dieser Wohlstands-idee, strukturiert von Konjunkturen und Krisen. Eigentlich handelt bei Sandgruber niemand, allenfalls noch der Staat, personifiziert durch einige Herrscher ab 1750, und einzelne Politiker, etwa Raab und Kamitz. Da gibt es plötzlich zwei handelnde Personen, die sogar biografisch gefaßt werden. Auf Seite 468 beschreibt Sandgruber, wie Raab mit dem Sanieren des defizitären Bundeshaushalts anfängt: „Wiederherstellung des Vertrauens in die Währung (...) allerdings um den Preis eines weiteren Ansteigens der Arbeitslosigkeit, eines wirtschaftlichen Nullwachstums von 1952 auf 1953 und eines realen Rückgangs im außerlandwirtschaftlichen Bereich: Eine klassische Stabilisierungskrise war das Resultat. Im Januar 1953 war der Zenith der Krise mit 280.000 Arbeitslosen erreicht.“ Das muß man sich auf der Zunge zergehen lassen: eine geniale Wirtschaftspolitik, und was dabei herauskommt, sind 280.000 Arbeitslose.

**Resch:** Na ja, es geht ja dann noch weiter: „Noch im ersten Halbjahr 1953 begann sich die kritische Beschäftigungssi-

tuation zu entspannen“ (468). Offenbar gab es damals schon die Annahme, daß man da durchmuß, damit es nachher wieder aufwärts gehen kann. So wie heute bei der Budgetsanierung, der ja ähnliche Überlegungen zugrundeliegen dürften.

Müller: Das ist doch zumindest eine der wenigen Stellen des Buchs, wo ein klassisches ökonomisches Modell zur Anwendung kommt (nach dem Muster: Ich verändere einen Parameter, und dann passiert vorhersehbar etwas Bestimmtes). Hier gibt es Kausalität.

Meixner: Ja, aber nur, weil Sandgruber die Person Raab so extrem überbetont. Da ist ein Konflikt angelegt: Raab, dieser einfache Mensch, aber auch Raab, dieser begnadete Politiker, der zu Nemschak, dem Leiter des Wirtschaftsforschungsinstituts, sagt: Sie mögen zwar ein guter Wirtschaftstheoretiker sein, aber sie verstehen nichts von Wirtschaftspolitik (468). Da muß Sandgruber zeigen, daß Raab natürliche Fähigkeiten hat. Ich sehe das in einem größeren Kontext: Es geht erstens um die Würdigung des Raab-Kamitz-Kurses und zweitens darum zu zeigen, was während der vier Jahre ÖVP-Alleinregierung kurz aufgeblitzt ist. Was hätte diese Partei nicht alles aus der Zweiten Republik machen können!

Müller: Es gibt in der Ersten Republik einen ähnlich positiv beschriebenen Akteur wie Raab, und das ist Seipel. Otto Bauer sagt in Sandgrubers Buch, Seipel sei „der einzige Staatsmann europäischen Formats, den die bürgerlichen Parteien der Republik hervorgebracht hätten“ (361). Er sagt nicht „Prälat ohne Milde“. Und das steht auch im Kontext von Sanierung, da wird auch eine Art Maschinerie angesprochen, auch da versteht

es einer, das kybernetische Instrumentarium Wirtschaft zu bedienen.

Landsteiner: Ist es Zufall, daß Sandgruber gerade im Kapitel über den Raab-Kamitz-Kurs die Feder hinsichtlich der Wertungen entgleitet? Man stolpert unweigerlich über diese starken Werturteile. Im bereits genannten *Presse*-Artikel ist dann auf die unmittelbare Gegenwart bezogen, was hier über Raab und Kamitz gesagt wird. Sandgruber charakterisiert das Programm von Kamitz als eine „dem Ordoliberalismus verpflichtete Marktwirtschaft. Vorrangiges Ziel der Kamitzschen Finanzpolitik war die steuerliche Entlastung der unternehmerischen Initiative durch Investitionsbegünstigung und Steuersenkung, sein politisches Ziel die Zurückdrängung des Staates.“ (468) Und nachdem Julius Raab ein begnadeter Wirtschaftspolitiker mit viel Witz war und Kamitz ein offensichtlich begnadeter Ökonom, wird das durchgezogen. Es führt zwar zu einer Stabilisierungskrise, aber: „Der Erfolg war überragend: Außerordentlich hohe Investitionsraten, um die 20 Prozent des Sozialprodukts, wurden erreicht. Von keynesianischer Budgetpolitik hielten weder Kamitz noch Raab viel.“ (469 f.) Das heißt im Umkehrschluß natürlich: Keynesianismus wäre ein vollkommen verkehrtes Rezept.

Stocker: Da steht tatsächlich: „(...) was (Raab) zu einer entsprechend nüchternen Einschätzung keynesianischer Budgetierungskonzepte führte, die Kamitz in eine wissenschaftlich formulierte Warnung verpackte: ‚Ist einmal Vollbeschäftigung der alles beherrschende Faktor geworden, dann wird der momentane Beschäftigungszustand zum Leitmotiv für die Führung der Wirtschaftspolitik. Nie-

mand interessiert sich mehr für die Ursachen.“ (470)

**Weber:** Das korrespondiert aufs trefflichste mit einer Bemerkung auf Seite 489, wo für die Kreisky-Ära von „hektischen Versuchen der Gegensteuerung durch eine bewußt expansive Budgetpolitik“ die Rede ist. Es sind diese kleinen Denunziationen, mit denen Sandgruber seine politischen Präferenzen einschmuggelt.

**Mejstrik:** Aber was bedeutet dieser Eifer, zu den brennenden Themen der aktuellen Öffentlichkeit unbedingt auch etwas sagen zu müssen – so ausführlich und in einem Buch über tausend Jahre? Ich muß meine These vom Anfang unseres Gesprächs berichtigen: Nicht Politik im allgemeinen stellt einen Bezug für das Buch dar, sondern eine ganze spezifische Art von Politik. Wenn man die Besonderheiten der Gesellschaftsgeschichte von Ernst Hanisch ein gutes Stück aus einer gleichzeitigen Referenz auf akademische Wissenschaft, Politik und Literatur erklären kann, so nimmt sich dieses Buch, glaube ich, die Referenz vor allem in einer Vermischung von akademischer Wissenschaft, Politik und Journalismus.